

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Band: - (1943)
Heft: 2

Artikel: Professor und Dekan Georg Sprecher : 1813-1854 [Schluss]
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Professor und Dekan Georg Sprecher

1813—1854

Von Prof. B. Hartmann

(Schluß)

Das Pfarramt

So war also Georg Sprecher im Juni 1838 in die Synode aufgenommen worden nach rühmlich bestandenem Examen, und dem folgte auf dem Fuße die Übernahme des ersten Pfarramtes. Ehe wir nun aber zur Darstellung seiner Amtstätigkeit schreiten, ist es wünschbar, nochmals ein Wort über seine Familie zu sagen, denn mit ihr, vor allem der Mutter, verband ihn tiefe Liebe und Fürsorge. Man möchte behaupten, daß er das erste äußere Ziel seines Lebens voll erreicht hatte, als er die Mutter als Besorgerin des Haushaltes auf seine Pfarrei mitnehmen konnte. Und das durfte er, ohne die Geschwister zu verkürzen. Er hatte einst ihrer drei gehabt, zwei Schwestern und einen jüngeren Bruder. Der Bruder war in zartem Alter gestorben, als Sprecher sich noch in Brescia befand. Nun hatten aber auch die Schwestern das Haus der Mutter verlassen. Zuerst Anna, die schon 1835 Jakob Beely von Belfort heiratete und mit ihm — er war Inhaber eines ansehnlichen Konditorgeschäftes — nach Köln a. Rh. und später nach Posen zog. Im Frühling 1838 verheiratete sich dann auch Barbara mit Salomon Wolf von Davos, Zuckerbäcker in Petersburg. So war die Mutter nun in der Lage, sich ganz ihrem Sohn zu widmen,

an dessen glücklicher Berufswahl sie keinerlei Zweifel mehr hegte. Schon nach Tübingen hatte sie ihm geschrieben (2. März 1838): „Ich bin nun wegen Deiner theologischen Ansichten beruhigt, und ich finde wieder deutliche Spuren der göttlichen Vorsehung, welche Dich gerade nach Tübingen führte.“

Seine erste Pfarrei, C o n t e r s im Prätigau, hat Sprecher direkt nach der Synode 1838 angetreten, und Ende August des gleichen Jahres schreibt er der Schwester nach Petersburg: „Jetzt fühle ich mich glücklich und wahrlich außerordentlich glücklich, denn mein Ziel ist insofern erreicht, als ich nun in einem Berufe wirken kann, der mich gar sehr anzieht, und besonders insofern, als mein heißester Wunsch, der seit vielen Jahren den Hauptinhalt meines Kammers und meiner Sorgen und Hoffnungen ausmachte, in Erfüllung gegangen ist, daß ich nämlich im Zusammenleben mit meiner inniggeliebten Mutter meinen Wirkungskreis anfangen kann. Gewiß schon deswegen verdanke ich ihr viel, weil ich durch sie immer noch und eifrig für das Gute angehalten werde, da ich weiß, daß ich dadurch ihre Zufriedenheit nur erwerben kann, die mir nächst dem göttlichen Wohlgefallen am nächsten liegt... Sie ist es, an welche ich jedesmal beim Besteigen der Kanzel am ersten denke, sie ist es, die mir während der Predigt von meinen Zuhörern immer am meisten gegenwärtig ist, und wenn ich vom Gottesdienst zurückkehre, ist mir kaum etwas wichtiger, als ihr Urteil über Predigt und Kinderlehre zu erfahren, und wenn sie ihre Billigung ausspricht, so ist mir der Sonntag immer ein Freudentag.“

Sprecher, das sei schon hier gesagt, war für die äußeren Belange des Predigtamtes nicht glänzend ausgestattet. Schon stimmlich nicht, was für die kleine gotische Conterser Kirche noch nicht sehr in Betracht fiel. Aber auch andere Mittel der Rhetorik scheinen ihm gefehlt zu haben, was später ihn wohl etwas anfocht, aber auch wieder sein Glück war. Um so sachlicher, vielleicht auch eindringlicher gestaltete sich sein Kanzelwort. Die noch vorhandenen Predigten aus den ersten Amtsjahren zeichnen sich aus durch sorgfältige Ausarbeitung und tiefen Ernst, nicht minder aber durch das Bestreben, nicht abzuschweifen vom Bibelwort, wie er es verstand. Gläubig im Sinne dessen, was die Gemeinde erfaßte, allerdings mehr von alttestamentlichen und synoptischen Texten, als von den paulinischen Briefen ausgehend. Er fühlt sich sichtlich dem Bibelwort tief verpflichtet und stellt nicht auf die Allgemein-

heiten der natürlichen Religion ab. Von inneren Konflikten konnten wir nichts wahrnehmen, wohl aber gelegentlich von Spuren der damaligen religiösen Erneuerung, die er in den durch ihn so fleißig besuchten Predigten Tholucks in Halle kennengelernt hatte.

Wie er sich dann in Conters noch zwei Jahre nach seinem Amtsantritt mit Anna Brosi, geboren 1817, aus angesehener Familie seiner Pfarrei, verheiratete und schon im folgenden Jahr die Pfarrei wechselte, zog sich die Mutter nach Davos zurück, doch nur um sich nach des Sohnes frühem Hinschied für den Rest ihres Lebens wieder in Conters niederzulassen. Sie starb 1862.

Über die drei Conterser Amtsjahre Sprechers fehlen uns weitere Nachrichten fast gänzlich. Das braucht indes kein schlechtes Zeichen zu sein. Das Einleben ins Amt und bald darauf die Wahl der Lebensgefährtin, das sind Dinge, die auch in einer Gemeinde von nur 200–300 Seelen den jungen Pfarrer stark in Anspruch nehmen. Was jedoch auf ihm lastete, und doppelt bei seiner etwas grüblerischen Gemütsanlage, war eine gewisse Vereinsamung in seinen theologischen Ansichten. Durchs Prätigau ging in jenen Jahren etwas von der religiösen Erneuerung, die Sprecher, wie gesagt, bei Tholuck und vielleicht auch im Kolleg bei Leo in Halle kennengelernt hatte, ohne sie jedoch ganz zu erfassen. Es waren die Jahre, da Männer wie die Pfarrer Fay in Serneus, J. G. Almann in Fideris und Peter Flury in Schiers im Tal den erwecklichen Neupietismus vertraten und eine Theologie, die nur allzu rasch bereit war, abweichende Ansichten kurzerhand Rationalismus zu nennen. Es ist anzunehmen, daß Sprecher hier leider nicht den Anschluß fand, mochten auch nicht alle so schroff auftreten wie der sonst ja so verdiente Peter Flury. Im Merkbuch I findet sich eine in ihrer redlichen Art rührende Eintragung, die vielleicht aus jenen Jahren stammt. Da bekennt Sprecher vor sich selbst sein Unvermögen, das Gefühl der Sündhaftigkeit zum Ausgangspunkt seiner Theologie zu machen: Seine Sündhaftigkeit einzusehen, falle ihm zwar nicht schwer, aber das schmerzhaftes Dauergefühl der Sündhaftigkeit könne er nicht finden. Das trennte ihn vom einseitigen Paulinismus seiner prominenten Prätigauer Kollegen, und wir wissen nicht, ob dieselben sich die Mühe nahmen, mit dem einsamen jungen Schleiermacherschüler im kleinen Conters in ein mehr als ablehnendes Gespräch zu kommen.

Daß die Synode 1840 den kaum erst selbst Examinirten durch die Wahl ins Examinationskollegium ehrte, war ein schwacher Er-

satz für den geistig Vereinsamten, der dazu noch beständig mehr oder minder vom Wunsch verfolgt wurde, eine Lehrstelle an der Bündner Landesschule zu erhalten. So kommt es, daß der einzige längere Brief Sprechers aus der Conterser Zeit, der uns vorliegt, der Ausfluß einer starken inneren Krise ist. Er war an den Studienfreund P. C. Planta gerichtet, und dieser hat ihn Jahrzehnte später in seinem angeführten Churer Vortrag teilweise veröffentlicht. Die Freude am Predigen scheint sehr gedämpft, und die Angst vor einem toten Amtsmechanismus hat sich eingestellt. Der positive Gehalt des Briefes liegt aber im Bekenntnis, „daß er glaube, die Zweifel, welche ihn früher bewegten, überwunden zu haben, aber nicht etwa, indem er auf dem Wege, den er früher als den allein möglichen betrachtete, eine befriedigende Lösung gefunden hätte, sondern indem er in Sachen der Religion überhaupt nicht mehr objektive Wahrheit durch objektives oder philosophisches Forschen suche“. Predigten aus diesen Jahren sind durchaus christozentrisch. „Christus ist der Mittler des Neuen Bundes“, „Die Erscheinung Christi ein Gericht über die Menschen“, „Wer zu Christus kommen will, kann nicht auf halbem Wege stehen bleiben“. Anzuführen wäre auch nicht zuletzt die besonders eindrucksvolle Weihnachtspredigt von 1841 über Hebräer 13. 8. „Jesus Christus gestern und heute derselbe und auch in Ewigkeit.“

Igis. Es läßt sich nun aber nicht bestreiten, daß die Übersiedelung von Conters nach Igis für den jungen Prediger eine Wohltat bedeutete. Das geschah im Sommer 1841. Die äußeren Existenzverhältnisse schon waren nach Bündner Maßstab günstiger, aber auch der geistige Verkehr ein regerer. Dazu vermehrte die Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, den Einblick ins Leben. Trotzdem widerstand er nicht, als man ihn schon im Winter 1841/42 sondierte, ob er die Stelle eines Religionslehrers an den Churer Stadtschulen und zweiten Diakons annehmen würde. Er nahm die Wahl an, obschon sie nicht in jeder Hinsicht verlockend erschien, schreibt er doch selbst darüber: „Als Religionslehrer habe ich wöchentlich 20 Stunden zu geben, und für die drei Stadtpfarrer, von denen zwei mir sehr gütig entgegenkommen, zu predigen, wenn sie krank oder abwesend sind. Auch sonst fallen mir einige Aushilfsgeschäfte zu. Meine Stellung ist also auch in dieser Hinsicht nicht sehr einladend.“ (An Herold.)

Dazu kam erschwerend der Umstand, daß Sprecher mehr oder

minder Kampfkandidat war. Antistes Kind hätte, ohne Zweifel aus Richtungsgründen, gerne einen seiner tüchtigen Söhne an dem Platz gesehen. Chur hatte nämlich seit einem Jahrzehnt, d. h. seit der Gründung von Simeon Benedikts „Bündner Zeitung“, nicht nur einen scharfen politischen, sondern auch einen wachsenden theologischen Richtungskampf. Zwar war das Ansehen des geistig bedeutenden Antistes Paul Kind besonders bei der Oberschicht der Bevölkerung unerschüttert; aber aus dem liberalen Bürgertum und von der Kantonsschule her machten sich starke Widerstände geltend. Und nun war seit 1836 Prof. Otto Carisch nach zwölfjähriger Abwesenheit als Pfarrer von Poschiavo wieder Professor an der Kantonsschule mit mannigfaltigem theologischem und sprachlichem Lehrauftrag, ein Schleiermacherschüler, liberaler Theologe von Mäßigung. Er genoß bedeutendes Ansehen an der Landesschule wie auch in der Synode. Als Gegner Kinds trat er nicht auf, aber seine und seiner Theologie Alleinherrschaft lehnte er ab. Und er mag es gewesen sein, der damals auf Sprecher aufmerksam machte und ihm den Weg nach Chur ebnete.

Die Igiser allerdings waren enttäuscht. Sie hatten in der kurzen Zeit merken müssen, daß Sprecher den Durchschnitt überragte und der Gemeinde etwas sein wollte und konnte. Das bekundet das von Major J. B. Ladner unterzeichnete offizielle Schreiben der Gemeindeobrigkeit vom 22. Januar 1842, in dem es heißt:

„Wenn sich hiesige Obrigkeit oder Gemeinde einerseits freuen, daß ihr vor einem Jahr mit Einmüt gewählter Pfarrer diejenige eklatante Anerkennung gefunden hat, die sich in dem Rufe der Beförderung in die löbliche Stadt Chur bekundet, so muß anderseits die erfolgte Anzeige doch allgemeines Bedauern hervorrufen. Dasselbe findet seine Richtigkeit und Rechtfertigung in dem Umstande, weil die Gemeinde einen sehr tüchtigen und so viele gute Eigenschaften in sich vereinigenden Pfarrer zu verlieren hat, der nach gemachten Wahrnehmungen seine Amtsverrichtungen nicht allein auf die gewöhnlichen Funktionen beschränkt, sondern sie um vieles weiter ausdehnt.“ Zugleich teilte man ihm mit, daß man den Kandidaten Leonhard Herold zu seinem Nachfolger gewählt habe. So nahm Sprecher dann im Juni von seiner zweiten Gemeinde Abschied, die er nur ein Jahr lang bedient hatte.

Herold, sein Freund und Amtsnachfolger in Igis, war sechs Jahre jünger und hatte seine Studien im gleichen Jahr begonnen, da Sprecher sie abschloß. Aber ihre Bekanntschaft rührte schon

von der Kantonsschule her und sollte sich nun zu einer starken und dauernden Freundschaft entwickeln. Das mochte verschiedene Ursachen haben. Groß gewachsen waren beide, beide durchaus nüchtern und unsentimental und der eine wie der andere nicht nur fähig, theologische Sätze zu übernehmen, sondern sie auch kritisch durchzudenken. Endlich aber waren beide durch die Schule der Schleiermacherschen Glaubenslehre hindurchgegangen. Herold schreibt in seinen „Aufzeichnungen aus meinem Leben“: „Gegenstand meines eifrigsten Privatstudiums war im Winter 1840/41 die Dogmatik von Schleiermacher.“ So wird es denn auch Herolds Wunsch gewesen sein, auf seiner ersten Pfarrei durch seinen Gesinnungsgenossen Sprecher installiert zu werden, und der Text seiner ersten Predigt war das dogmatisch unbeschwerte Bibelwort Josua 24, 15: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Auch er blieb übrigens nur zwei Jahre in Igis und wirkte darauf drei Jahre in Teufen (Appenzell), bis er 1847 als sogenannter Freiprediger, d. h. als dritter Stadtpfarrer nach Chur berufen wurde. Das Freundschaftsverhältnis mit Sprecher erreichte offenbar seinen Höhepunkt in den Jahren, da beide nebeneinander an der Kantonsschule wirkten, Herold als Hilfslehrer für Schweizergeschichte und Religion. Aus diesen Jahren erzählt dieser: „Mit Sprecher pflog ich sozusagen täglichen Umgang. Man nannte uns gerne ‚die beiden Unzertrennlichen‘.“ (Aufzeichnungen aus meinem Leben.) Und schließlich ist's Herold gewesen, der am 30. Juli 1854 Sprecher die Grabrede hielt.

Wir haben diese Dinge so ausführlich erwähnt, weil für die ersten Jahre nach Sprechers Amtsantritt in Chur unsere Hauptquelle eine Anzahl Briefe bilden, die er an Herold geschrieben hat. Sie lassen die theologische Haltung der beiden Freunde recht deutlich erkennen. Herold blieb trotz seiner Freundschaft mit dem berühmt gewordenen freisinnigen Zürcher Theologen Aloys Em. Biedermann auf einer mittleren Linie. Bei seinem Hinschied (1902) hat doch wohl Pfarrer Burkhard Gantenbein im Lebensbild der Grabrede das Richtige getroffen, wenn er sagte: „Da wollen wir aber bedenken – denen gegenüber, welche einwandten, sein Glaube habe ihnen nicht genügt –, wie verständig und weitherzig er in dieser Hinsicht gewesen ist. Gerade er hat nie verlangt, daß an allen Bäumen die gleiche Rinde wachse. Es war ihm selbstverständlich, daß in unserer evangelischen Landeskirche nicht nur eine und nicht nur seine Richtung Platz haben soll. Das

ist nach jenem Grundsatz gehandelt und geredet, daß die verschiedenen Richtungen und Konfessionen in unserem Vaterlande nebeneinander Recht und Platz haben und miteinander im Guten wetteifern sollen.“ (Gedächtnisschrift für Leonh. Herold.)

Dieser Standpunkt war nun allerdings in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in unserem Kanton und anderwärts noch etwas Ungewohntes. Vermittelnde Richtungen entstehen da, wo Gegensätze sind, und behalten auch da, von der Landeskirche aus gesehen, ihre Aufgabe. Das wollen wir bedenken, wenn wir Sprechers Werdegang weiter verfolgen. Wenn er später in einem Brief an Herold vom „wahren Freisinn“ redet, so ist doch wohl das gemeint. Und es ist kein Zufall, daß in jener politisch wie kirchlich so kritischen Zeit diese Lösung der vorhandenen Spannungen vornehmlich durch drei Schleiermacherschüler gesucht wurde, durch Otto Carisch als die ältere und Sprecher und Herold als die jüngere Generation.

Wir begleiten nun aber Sprecher nicht nach Chur, d. h. in die letzte Phase seines leider so kurzen Lebens, ohne noch ein Buchmanuskript besprochen zu haben, das mehr als drei Jahrzehnte nach seinem Hinschied nicht mit böser Absicht, aber u. E. ungeschickterweise an die Öffentlichkeit gezogen wurde. Die Besprechung und Würdigung dieses Manuskripts, das wir Heutigen dazu nur in einer gekürzten Abschrift, nicht im Original kennen, bildete den Hauptgegenstand jenes früher angeführten Vortrags, den Sprechers Freund – und er war ein wirklicher Freund – P. C. Planta 1886 in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft hielt.

Das seltsame und recht unerquickliche Buch, dessen gekürzte Abschrift 128 Foioeiten umfaßt, trägt den Titel: „Wallroths Geständnisse oder des Zweiflers Verzweiflung.“ Der Abschrift, die der bekanntlich unendlich fleißige Planta zum Teil selbst anfertigte, sind die Worte vorangestellt: „Diese merkwürdige Arbeit wurde von G. Sprecher anfangs der vierziger Jahre, als er noch Landpfarrer war, verfaßt und sodann von mir nach seinem Tod mit geeigneten Abkürzungen abgeschrieben und der Kantonsbibliothek zur bleibenden Erinnerung an den tiefen Geist, das reiche Seelenleben und die glühende Wahrheitsliebe meines allzu früh verstorbenen Freundes geschenkt.“

Es enthält, in Briefen abgefaßt, die Geständnisse eines moralisch hochstehenden jungen Pfarrers, der in eindringlicher Wahrhaftigkeit abrechnet mit seiner inneren Stellung zu Religion und

Theologie und seinem vor kurzem erst angetretenen Pfarramt. Das Ende aber der erschütternden Selbstschau ist die wirkliche Verzweiflung, der Freitod des Pfarrers Wallroth. Wir verzichten auf genauere Inhaltsangabe und auf Zitate; denn wir möchten nicht wiederholen, was unseres Erachtens von Anfang an ein Fehler war: ein umfassendes Manuskript zu veröffentlichen, dessen Druck-erlaubnis vom Verfasser nie erteilt, ja nach unserer Auffassung verweigert worden wäre. Der Ton des Ganzen ist tiefste Skepsis gegenüber allen Versuchen, das Christentum und seine Belange verstandesmäßig zu verteidigen. Rationalismus und Supranaturalismus werden in gleicher Weise abgewiesen; aber auch die Erfahrungstheologie findet keine Gnade. Das einzige, was ein Aufatmen bringt, sind die Stellen, wo er zugibt, daß die scheinbar Ärmsten am Geist und die Kinder das besitzen, nach dem er sich vergeblich sehnt. Dabei ist sehr zu betonen, daß die Geständnisse nie platt und banal werden und wirklich, wie P. C. Planta sagt, der Ausfluß eines reichen Geistes sind, der nie an der Oberfläche bleibt und minutiös abwägt, aber auch nie in Inhalt oder Sprache auf die Stufe plumper Religions- und Gottesfeindschaft herabsteigt. Aber Brief um Brief endet in Zweifel und Negation; der Pfarrer Wallroth findet keinen Ausweg mehr als die Selbstvernichtung.

Und nun der Sinn des Buchs? Zunächst kann man nach äußerer Veranlassung fragen. Im Merkbuch I begegnen wir Reflexionen über die aufsehenerregende Selbsttötung eines Zürcher Pfarrers Friedr. P f e n n i n g e r am 1. April 1840, und wenn er dazu setzt: „Keine Spur von dogmatischen Zweifeln!“, so mag man nicht ohne Recht vermuten, daß er bereits an seinem Buch schrieb. Aber damit sind wir ja dem Sinn des Buches nicht viel näher gekommen. Vielleicht eher mit dem Hinweis, daß der „Zweifler“ in der damaligen Zeit der späteren Romantik eine beliebte Figur, ja fast ein wenig eine Modegestalt war. G u t z k o w schrieb 1835 seinen zweifelhaften Roman „Wally, die Zweiflerin“. Aber wir dürfen uns in weit ernsterem Kreise umsehen. Vom Basler Theologen D e W e t t e gibt es einen Roman „Theodor oder die Weihe des Zweiflers“, und 1823 erschien T h o l u c k s Buch „Lehre von der Sünde und vom Erlöser oder die wahre Weihe des Zweiflers“. Schließlich aber sehen wir für die Sinngebung des Wallroth nur zwei Möglichkeiten. Entweder identifiziert der Verfasser sich selbst mit dem armen verzweifelnden Pfarrherrn. Dann aber hätte er in

seiner tiefen Redlichkeit das Amt niedergelegt, an das er ja in keiner Weise gefesselt war. Er tat es nicht. So bleibt nur die zweite Wahrscheinlichkeit, daß er sich von der Seele schrieb, was ihn in Teilstücken jahrelang beschäftigt hatte, und dies tat, um Distanz davon zu bekommen. Was Dutzende leichter überwinden, war ihm, dem so gar nicht leichtmütig Gearteten und wohl damals schon auch gelegentlich gesundheitlich Angefochtenen schwerer gemacht. Jedenfalls erfährt man, wie tief und redlich Sprecher mit sich selbst und seinem Amt gerungen hat, da der kühne Sprung in den Glaubensgehorsam seinem Wesen nicht entsprach. Zagend hat er ihn auf seine Weise doch getan. Das beweisen seine Predigten aus der gleichen Zeit, soweit wir sie noch kennen.

C h u r. Das letzte Stück von Sprechers Lebensgang zerfällt äußerlich in zwei Abschnitte. 1842–46 dauerte sein Wirken als Religionslehrer der städtischen Schulen und Diakonus; von 1846–54 aber konnte er sich dem widmen, was er sich schon als Student gewünscht hatte, dem Lehramt an der Kantonsschule. Wir haben's hier mit den ersten vier Jahren zu tun.

„Schulmeister und Diakon“ nennt er sich für diese Zeit. Daneben ist er seit 1843 Seelsorger der kantonalen Strafanstalt, Aktuar der Synode und Predigergesellschaft u. a., somit Vertrauensmann seiner Amtsbrüder. So mag sein Dasein äußerlich ruhig dahingeflossen sein; bewegter wurde es nur dann, wenn er, was nun leider öfter geschah, seiner wankenden Gesundheit wegen eine Kur machen mußte, sei es am Tarasper Gesundbrunnen oder im Serneuser Bad. An längerer Dauer seines Lebens scheint er schon in diesen Jahren etwa gezweifelt zu haben. Seine Predigtverpflichtung, außer derjenigen für die Strafanstalt, war stark eingeschränkt, hat ihm aber vielleicht eben darum manche Sorge gemacht. Die kleine St. Regula-Kirche entsprach ihm in verschiedener Hinsicht. Er schreibt einige Jahre später (1847) an Herold, der schwankt, ob er sich als Freiprediger an diese kleine Kirche berufen lassen soll: „Für einen Prediger mit kräftiger Stimme [wie Herold es war] mag ja ein größeres Publikum erwünscht sein. Aber andererseits ist doch das Publikum nicht bloß nach der Quantität zu messen, sondern nach der Qualität. ... Er hat keine Zuhörer, die ex officio die Bänke besetzen und kommen, ‚weil sie schicklicherweise nicht anders können‘. Er kann sich vielmehr eine ideale oder besser eine ideelle Gemeinde denken, wie er sie sich wünscht in bezug auf Bildungsstufe und religiöse Ansichten.

Und für diese kann er nun seine Predigtweise einrichten, sei es daß er sich mehr begabt fühlt, in der Weise Schleiernachers für die Bedürfnisse der Gebildeten oder wie Gößner, Harms u. a. für die ungebildete Masse seine Kanzelvorträge einzurichten. Und wenn er auch ein Mann von Talent und Eifer für seinen Beruf und christlichem Sinn ist, so sind in Chur von jeder Klasse genug, um eine Zuhörerschaft zu haben.“

Unter seinen zahlreichen Nebenämtern war auch das eines Vorstandsmitgliedes des Evangelischen Schulvereins, dessen Stern bereits im Erbleichen war. Er hatte in der ersten Zeit nach seiner Gründung (1827) dem Schulwesen des Kantons wesentliche Dienste geleistet. Jetzt glaubte man entdeckt zu haben, daß die Schule ein wertvolles Instrument des Staates sei, und hatte die hilfreichen kirchlichen Organe mehr und mehr kaltgestellt. Der neuernannte Erziehungsrat ging nicht eben taktvoll zu Werke, und Sprecher schreibt von ihm: „Nachdem er sich gegen die römische Kurie kaum seiner Existenz erwehren konnte, will er den Anschein erwecken, als ob er uns [dem Evangelischen Schulverein] mit einem Keulenschlag den Garaus machen wollte . . .“ Sprecher warnt nun aber davor, mit der „Churer Zeitung“ von Konfessions- und Religionsgefahr und Unterdrückung der evangelischen Geistlichkeit zu reden. Er selbst wünsche dem Erziehungsrat ein langes Leben, wenn er noch zu etwas mehr Vernunft und Takt komme. „Was nun der Schulverein tun wird, das wird die nächste Generalversammlung lehren. Einige möchten dem Erziehungsrat die Zähne zeigen und sich wehren auf Leben und Tod. Bei einer derartigen Fehde sehe ich aber nicht ein, was für das bündnerische Schulwesen Ersprößliches herauskommen soll. Will uns der Große Rat gutwillig eine Sphäre für andere Wirksamkeit lassen, gut, so kann der Schulverein vielleicht manches gründlicher und weniger kostspielig ins Werk setzen. Der Erziehungsrat hat noch zu tun genug, billigt er aber die Kompetenzscheidung des Erziehungsrates, so haben wir verantwortet, und der Schulverein nimmt Abschied von der Welt, hält sich noch eine rührende Standrede und legt sich mit Schild und Helm ins Grab.“ (24. Februar 1845 an Herold.)

Richtungsgeschichtlich recht interessant ist die folgende Bemerkung des gleichen Briefes: „Was sagst Du von der literarischen Fehde mit Pfarrer Bernet? und wie teilen sich hier bei Euch [in Teufen] die Stimmen? Mir gefällt dieser Mann an Cha-

rakter und Gesinnung und Gemüt, bin ich auch nicht damit einverstanden, wie er zuerst diesen Gegenstand auf die Kanzel brachte. Was ich von der Beleuchtung der Viermänner denken soll, weiß ich nicht, da ich drei von ihnen nicht kenne. Ich zweifle aber, ob sie auf einem Standpunkt stehen, wo es sich lohnte, von der Unchristlichkeit Bernets soviel Aufhebens und mit dem Vetter aus Norden im Anathematisieren Chorus zu machen.“

Es handelt sich um Pfarrer Joh. Jak. Bernet in St. Gallen. Dr. Traug. Schieß hat ihm eine Biographie geschrieben auf Grund von Familienbriefen (erschienen 1923). Bernet, der Schwerangefochtene, war eine fromme Feuerseele und, wenn einer, ein Alleingänger unter den damaligen ostschweizerischen Theologen. Ein Mann voll tiefer Jesusliebe, aber auch voll von Widerspruch gegen das theologische Richtungswesen seiner Zeit. Hin- und hergerissen zwischen Rationalismus und Orthodoxie, aber auch zwischen Predigerberuf und Katheder und dem eines der Historie lebenden Lehrers und Publizisten, und endlich auch körperlich durch allerlei Leiden geplagt. Unter seinen Kollegen im Pfarramt war J. J. Bernet hoch angesehen, und doch wurde er gelegentlich beinahe aus der Kirche hinausgedrängt. Die in dem Brief Sprechers an Herold angeführte Episode bezieht sich auf folgendes: „Zu einer wenig erquicklichen Fehde, die in den Zeitungen begann und in mehreren Broschüren fortgesetzt wurde, gab die Veröffentlichung einer 1844 gehaltenen Predigt J. J. Bernets Anlaß. Dieser hatte darin nach der Tagung der Schweizerischen Predigergesellschaft in St. Gallen, der er aus gesundheitlichen Gründen ferngeblieben war, Stellung genommen gegen die vermeintlich in der Versammlung herrschende Tendenz der Wiederaufrichtung einer bindenden Lehrform für die kirchliche Gemeinschaft und mußte sich eine scharfe Zurechtweisung gefallen lassen.“ (Vgl. Schieß, a. a. O.) Er vertrat die grundehrliche Tendenz einer Vermittlung zwischen den damals sich steigernden Richtungsgegensätzen. Seiner Schwester, der Gattin des scharf pietistisch-orthodoxen Pfarrers Joh. Heinr. Schieß, konnte er schreiben: „Ich bin gleich gefangen, wo ich einen Orthodoxen als edeln Menschen erkennen muß, und wie könnte es mir einfallen, ihn von dieser Seite anzugreifen? Was ich an Orthodoxie und Pietismus am meisten verwünsche, ist nur das, was jene verhindert, so edle Menschen zu sein, wie sie sein könnten, wenn sie in ihrer Gläubigkeit noch freier wären.“ (Schieß, a. a. O.)

Für diesen Mann war Sprecher also warm geworden. Es ist

nur schade, daß wir außer der genannten Briefstelle an Herold nichts Näheres darüber erfahren. Auch er suchte ja im Grunde eine Vermittlung, nur mit dem Unterschied, daß er mit dem Pietismus in seiner besten Form nie dauernde Verbindung hatte finden können. Wir haben schon erwähnt, wie fremd ihm offenbar Männer wie Flury und Allemann blieben, und zwar mochte die Schuld auf beiden Seiten liegen. Bedauerlicher erscheint uns, daß Sprechers Jugendzeit der Eindruck des Pietismus offenbar abging, ein Manko, das er mit Otto C a r i s c h teilte. Die radikale Art, in der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die evangelisch-rätische Synode gegen die Herrnhuter Bewegung verfahren war, hatte verhängnisvoll nachgewirkt. Doch so oder so, Sprecher und J. J. Bernet trafen sich in diesem Fall auf gemeinsamem Wege.

Im geistigen Ringen um die Lehrverpflichtung der Pfarrer, d. h. in diesem Fall um die Verbindlichkeit der Confessio helvetica posterior, muß auch folgende undatierte, der Schrift nach aber aus den vierziger Jahren stammende Eintragung in einem der Merkbücher Sprechers entstanden sein: „Es scheint mir, daß man in der Argumentation gegen die Symbole der protestantischen Kirche zu wenig auf die Entstehungsart Rücksicht genommen habe. Sind sie etwa das Resultat kirchlicher Konzilien und der Ausdruck ihrer Majoritäten? In ihrer großen Zahl durchaus nicht. Sie erscheinen vielmehr ihrer ursprünglichen Entstehung nach als Gelegenheitschriften, welche erst hintennach stillschweigend sanktioniert wurden. Somit stehen sie, was ihren rechtlichen (juridischen) Charakter betrifft, hinter den katholischen zurück, und es kann ihnen um so weniger allgemein bindende Kraft vindiziert werden. In anderer Beziehung stehen sie aber gerade um desto höher. Als Produkte eines Einzelnen und besonderer geschichtlicher Verhältnisse tragen sie zum Teil eben auch einen subjektiveren, aber auch desto lebendigeren, natürlicheren Charakter an sich, und ich hätte gar nichts dawider, wenn man sie als E r b a u u n g s s c h r i f t e n dem Volke anempfehlen würde. Stellt man sie aber als Glaubensnormen auf, so macht man sie zu etwas, was sie gar nicht sein wollten.“ Wieder begegnet uns hier Sprechers vermittelnde Mäßigung. Und wie früher schon, haben wir hier an den Einfluß H e r d e r s (An Prediger. Zwölf Provinzialblätter 1774) zu erinnern.

An allgemein geistiger Anregung fehlte es im damaligen Chur nicht. Da stand im Vordergrund offenbar eine D o n n e r s t a g s -

gesellschaft, in der wissenschaftliche Arbeiten verlesen wurden und die Intellektuellen Churs sich trafen. Wir begegnen ihr auch in den Briefen des Historikers und Dichters J o h. A n d r. v o n S p r e c h e r, und es ist recht wahrscheinlich, daß sich die beiden Vettern, der Theologe und der angehende Literat, dort begegneten. Noch mehr Freude als diese Abendgesellschaft scheint vorübergehend unser G. Sprecher in einem Collegium philosophicum empfunden zu haben, das er mit den Professoren S a l u z und S c h ä l l i b a u m pflegte. „Weit gekommen“, so schreibt er im Februar 1845 an Herold, „sind wir noch nicht, da dieses Ding, das in Chur noch ein Wundertier ist, noch gar kurze Zeit besteht. Wir schweben noch immer zwischen Sein und Nichtsein und abstrahieren mit H e g e l, daß es eine Lust ist.“ Und ein halbes Jahr später berichtet er: „Mit dem Studieren geht es leider nicht zum besten. Hegel habe ich, wie ich Dir schon angedeutet, an den Nagel gehängt, und ich für meine Person auch richtig vergessen, was ich allenfalls profitiert hätte.“

Begierig wären wir, zu erfahren, auf welche Weise er sich in der politisch so tief erregten Zeit der Klösteraufhebung, Jesuitenberufung nach Luzern und Freischarenzüge stellte. Aber nur einmal lüftet sich der Vorhang; dann allerdings in so kräftiger Sprache, daß man meint, Jeremias Gotthelf zu hören. Im Februar 1845 schreibt er an Herold: „Über die Jesuiten bin ich ganz mit Dir einverstanden. Das Unglück für die arme Schweiz sind nicht die Parteien und Meinungsverschiedenheiten, sondern ein Überfluß an unruhigen Köpfen, die in alle Parteiangelegenheiten ihre unsaubere Hand mischen und denen nichts recht ist, solange sie nicht oben sind. Da entsteht dann eine ewige Sesseljagd, und dem souveränen Volk wird ein Popanz, diesmal die Jesuiten, vorgehalten, gegen welchen die Herren eine große Treibjagd veranstalten, weil sie einmal wieder nach Wildpret lüstern sind.“

Die Kantonsschule

1846 hatte die Churer Kantonsschule einen empfindlichen Verlust erlitten. Dr. J. H o n e g g e r, seit 1843 Lehrer für alte Sprachen, Französisch und Geschichte, war nach Aarau berufen worden und kam ja dann später nach Zürich, wo er in der Folgezeit als Rektor des Gymnasiums wirkte. Es beweist die Achtung, die man in Chur dem Diakon Sprecher entgegenbrachte, daß man ihn als Nachfolger erkor, allerdings mit der Abänderung des Lehrauf-

trags, daß er statt dem Französischen als drittes Fach Religion zu erteilen hatte, wobei zu bemerken ist, daß an den Oberklassen dieses Fach noch wegfiel. Als dann im gleichen Jahr auch noch Hebräisch dazukam, war Sprecher am Ziel seines Wünschens angelangt. Das zeigt denn auch sein Brief vom 20. Januar 1847 an L. Herold, in dem er schreibt: „Abgesehen davon, daß ich nie zum Gefühl eigentlicher Gesundheit komme, wäre meine Lage jetzt so angenehm, als ich sie mir wünschen kann. Die Fächer, mit welchen ich mich zu beschäftigen habe, interessieren mich sehr, ganz besonders die Geschichte. Da sehe ich für mich Stoff für viele Jahre hinaus, wenn nicht in meine schönen Pläne die Gebrechlichkeit des Fleisches gar störend und unfreundlich eingreifen würde. Meine Stunden sind überdies von der Art, daß sie miteinander zusammenhängen und sich gegenseitig stützen. Bis jetzt habe ich nämlich alte Geschichte, da es für mich sehr erwünscht ist, mich auch mit Philologie beschäftigen zu müssen und wieder in das Studium der alten Klassiker hineinzukommen. So sind die Stunden keineswegs so anstrengend und die Fächer so verschieden, daß bei einer leidlichen Gesundheit man nicht mit leichter Mühe sich ordentlich vorbereiten könnte. Natürlich an ein förmliches Quellenstudium der alten Klassiker ist in den ersten Jahren gar nicht zu denken. Indes bleibt mir doch Zeit, um einige Handbücher und Geschichtswerke zu vergleichen und daneben noch etwas im Livius nachzulesen. — Meine Stunden sind in jeder Beziehung angenehm, da ich durchgängig nicht überfüllte Klassen und dabei im ganzen recht fleißige, ordentliche Schüler habe. Mit der Theologie bin ich noch im Zusammenhang, indem ich Unterricht im Hebräischen zu erteilen habe, und dann ganz besonders durch mein theologisches Seminar im Sennhof [d. h. die Pastoration der kantonalen Strafanstalt]. Ich lebe übrigens einsiedlerischer als je und vertiefe mich ganz in griechische und römische Vergangenheit und in mein Halsweh.“

Fahren wir im Gedanken der letzten Sätze dieser Briefstelle weiter, d. h. in Sprechers nur scheinbar nun aufgegebenen Theologie und dem praktischen Pfarramt. Wir blättern in seinen Merkbüchern aus jener Zeit und begegnen der Stelle: „So kann ich mich keineswegs als einen Apostaten der Theologie betrachten deswegen, weil ich mit meinem jetzigen Beruf auf das Studium der Philologie und Geschichte verwiesen bin. Wie viel besser muß der die religiösen Schöpfungen des Altertums verstehen, wie auch

besonders die Bibel und die Geschichte des jüdischen Volkes, der überhaupt mit dem Geist und den Zuständen der antiken Welt vertraut ist!“

Sein größtes Erlebnis sind die alttestamentlichen Propheten. Man höre seinen gelegentlichen, mit viel Empfindung aufgebauten Monolog über sie: „Wie die andern Völker ihre Seher, ihre Haruspices, ihre Orakel hatten, so die Juden ihre Propheten. Auch sie sagen die Zukunft, den glücklichen und unglücklichen Ausgang eines Ereignisses, voraus oder forschen nach dem verborgenen Grund einer Landeskalamität. Aber sie stehen nicht im Dienste einer politischen Partei oder Hierarchie. Sie lassen sich keine Geschenke geben und sind keine Lohndiener. Es ist etwas Großartiges, wie diese Männer ihren Beruf, der Hirt seine Herde, der Priester seine Zehnten, der Mann aus hohem Adel den Hof verläßt, um das zu verkündigen. Es handelt sich darnach um keinen Priesterbetrug, um keine zweideutigen Antworten. Nein, sie sind lebendig überzeugt von der Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen. Es ist etwas Großes, wie diese Männer ihren Beruf verlassen und im Prophetengewande umherwandern, um das zu verkündigen, wozu sie von Gott selbst den Auftrag erhalten haben, wie sie in einer Zeit voll Vorurteilen, voll Leidenschaften allein sich den freien Geist und die ruhige Besonnenheit erhalten wie Leuchttürme in dunkler Gewitternacht, wie Felsen von gewaltiger Brandung umwogt. Und großartig ist's, wie sie gegen Priesterschaft, König und Volk mit zermalmender Strafrede auftreten, wo sie allein die Stimme der Wahrheit ertönen lassen, während alles in unterwürfiger Kriecherei oder aus elender Menschenfurcht schweigt . . .“ Wir aber sagen dazu: So redet nicht nur die religionsgeschichtliche Betrachtung, sondern das Bekenntnis zum göttlichen Wort im Alten Testament, das einer ablegt, der nicht zum Apostaten von der Theologie geworden war.

Und sodann ein Wort über sein gegen außen hin so bescheidenes Amt als Strafanstaltsprediger. Auch hier wich er nicht vom Grundsatz sorgfältiger Vorbereitung, und das ist ja nicht so leicht für den Prediger, der nicht die Vergrößerung, sondern die möglichste Einschrumpfung seiner Sonntagsgemeinde wünschen muß. In einem genau orientierten, wahrscheinlich durch Herold verfaßten Nachruf des damaligen bündnerischen „Monatsblatts“ lesen wir: „Als Prediger im Zuchthaus nahm er sich mit Liebe der einzelnen Züchtlinge an, und erhielten sie die Freiheit

wieder, so fanden sie an ihm den kräftigsten Beistand. Um seine wohlmeinende Absicht besser zu erreichen, veranlaßte er die Stiftung des Vereins für entlassene Sträflinge.“

Sehr eng war oder wurde nun allerdings Sprechers Verhältnis zur *Historie*. Er, der einst bei *Görres* in München und *Leo* in Halle gehört hatte und sich in *Rotteck* und andere zeitgenössische Historiker vertiefte, betrieb das Geschichtsstudium keineswegs nur für die Schulpaukereien. Wir haben besonders in seinem Merkbuch II eine Reihe von Stellen, denen wir entnehmen, wie sehr er sich Gedanken machte über den eigentlichen Wert seines Faches. Da schreibt er z. B. 1849: „Wenn mein Schicksal mir ein längeres Leben läßt, möchte ich Briefe schreiben über das Studium der Geschichte. An Lehrbüchern für die Mitteilung des geschichtlichen Stoffes zu Schulzwecken fehlt es nicht. Aber ein Buch, welches mir sagte, zu welchem Zweck ich Geschichte studieren soll, und auf welche Weise ich dieses Studium betreiben soll, das fehlt.“ Darauf kommt er auf *Herders* Briefe über das Studium der Theologie zu sprechen sowie auf dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“.

Ganz besonders lebhaft ist sein Wunsch, eine neue, umfassende Darstellung der *Bündner Geschichte* zu erhalten. Darüber schreibt er (ebenfalls um 1849) im Merkbuch II: „Wäre ich gesünder, so würde ich die ersten Mußbestunden, die ich meiner Stelle abborgen kann, einer Bündner Geschichte widmen. Es ist in der Tat ein trauriger Beweis schriftstellerischer Impotenz für unser Ländchen, daß eine kritische, vollständige Geschichte Graubündens noch zu den frommen Wünschen gehört. Es bedarf dazu keines historischen Genies, keiner besonderen Produktivität, sondern nur Sammlerfleiß, Ausdauer, Gewissenhaftigkeit, Patriotismus, und dann wird auch ein mittelmäßiges Talent mehr leisten können, als bisher geschehen ist. Das Beste, Brauchbarste, Gelesenste in dieser Beziehung verdanken wir immer noch einem Fremden, der uns nur so en passant damit beschert, und den wir wohl zu kritisieren, aber nicht zu übertreffen verstehen. (Gemeint ist *Heinrich Zschokke*.) ... Unser Kanton bedarf einer eigenen Geschichte und verdient sie; denn er ist seit seiner Urzeit ein selbständiger Staat mit seiner Geschichte gewesen. Und dennoch ist fast allen seinen Bewohnern die eigene Geschichte eine terra incognita, während z. B. den Urschweizern ihr herrliches Ländchen im Zauberlicht seiner Geschichte noch einmal so lieb und bedeut-

sam ist.“ Noch zu Sprechers Lebzeiten erfüllte sich sein Wunsch, wenn auch zunächst in bescheidener Form. Schon das Jahr 1852 brachte Rektor K a i s e r s „Graubündnerische Geschichten, erzählt für die reformierten Schulen“. 1869 sodann begann Conradin von M o o r s dreibändige Geschichte von Graubünden zu erscheinen, und das Jahr 1892 brachte P. C. P l a n t a s Geschichte von Graubünden in ihren Hauptzügen. Sie war wohl das, was Sprecher vorschwebte, und das er sich vielleicht doch etwas zu einfach gedacht hatte.

Starkes Interesse brachte Sprecher sodann einer möglichst bündnerisch geprägten Ausgabe des Bündner K a l e n d e r s entgegen. Sein Merkbuch II enthält ein eigentliches, detailliertes Programm dafür.

Aus seiner ausgeprägt demokratischen Gesinnung macht er kein Hehl, und die Entwicklung der 48er Ereignisse in den Nachbarstaaten, besonders in Italien und Deutschland, hat ihn tief bekümmert. (Herweghs Gedichte scheinen ihm zeitweilig starken Eindruck gemacht zu haben. Mehr als eines von ihnen schrieb er ab.) Und etwas von diesem tiefen Verständnis für das Volk und seine Rechte hat auch mitgewirkt beim Entstehen seines bedeutsamen Vorschlags in kirchlichen Dingen, von dem wir nun noch zu reden haben.

G. Sprecher und die evangelisch-rätische Synode

Wir haben früher erwähnt, daß die Synode zeitig erkannte, welche Kraft ihr mit Sprecher geschenkt war. Man hatte, wie wir bereits wissen, den jungen Conterser Pfarrer schon zum Examinator ernannt und später ihn mit anderen Funktionen betraut. 1850 erfolgte seine Wahl als Mitglied des Kirchenrates, und Herold berichtet, daß man ihm die Präsidialwürde antrug. Es war die Synode von Samaden (1850), die sich im allgemeinen sehr einsichtig zeigte. Sie beschloß, daß die Synodalverhandlungen künftig öffentlich sein sollten, mit Ausnahme der Traktanden, die geheimen Sitzungen vorbehalten werden mußten. Außerdem brachte sie die wichtige Neuerung, daß von nun an jeweilen ein halber Tag der Synode einer P a s t o r a l k o n f e r e n z gewidmet werden sollte „zur Besprechung wissenschaftlicher und praktisch-theologischer Gegenstände, um damit die Verhandlungen anregender zu gestalten“. Den Ausgangspunkt mußte jeweilen ein mit

Thesen abschließendes Referat bilden, Synodalproposition genannt. Der erste Synodalproponent war dann 1851 Jakob Bott, Pfarrer von Igis, der spätere Kantonsschulrektor. Seine historischen Arbeiten werden noch heute geschätzt. Ihm folgte mit dem gleichen Mandat für 1852 Georg Sprecher. Das Thema war ihm freigestellt, und er wählte eine Sache, die damals in der Luft lag und sowohl vom politischen als auch vom kirchlichen Standpunkt aus eifrig, aber keineswegs immer sachverständig erörtert wurde, das Verhältnis von Kirche und Staat. 1845 war es im Kanton Waadt unter Alexander Vinets geistiger Führung zur Bildung der staatsfreien Kirche gekommen (*église libre*), 1848 brachte die große europäische Verfassungskrise, die sich stets auch mehr oder minder scharf mit den kirchlichen und religiösen Werten auseinandersetzte. Zugleich steigerte sich die Entfremdung weiter Volkskreise vom kirchlichen Leben. So wählte sich Sprecher für die Synode von 1852, die in Ilanz stattfinden sollte, sein Thema: „Staat und Kirche und ihre gegenseitige Vertretung.“ Selten ist seither an einer Bündner Synode ein Referat gehalten worden, das trotz praktischem Mißerfolg so stark und dauernd nachwirkte. Inhalt und Form standen auf einer Höhe, die auch auf Synoden größerer Landeskirchen Aufsehen erregt hätte. Da der Vortrag noch im selben Jahr auf Wunsch der Synode als Broschüre von 47 Seiten im Druck erschien, genügt hier eine kurze Zusammenfassung.

Sprechers Ausführungen zerfallen in drei Teile, von denen der letzte nur wenig Raum beansprucht: 1. Das Verhältnis von Staat und Kirche in seiner geschichtlichen Erscheinung und seiner Wünschbarkeit vom evangelisch-christlichen Standpunkt aus. 2. Der Aufbau der staatsfreien Volkskirche, wie er sein sollte. 3. Das Recht der Geistlichen auf Wählbarkeit in politische Ämter und die Volksvertretung.

Es gibt, so führt er aus, drei Möglichkeiten des Verhältnisses von Kirche und Staat, von denen wir zwei ablehnen müssen. Für unrichtig halten wir, daß die beiden Größen ineinander aufgehen dürfen, und ebenso, daß die eine sich der andern unterordnet. Nur die Freiheit von Kirche und Staat entspricht dem innersten Lebensprinzip der Reformation, sowohl dem urchristlichen „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“, als auch der ursprünglichen Meinung Luthers. „Es gibt nur ein Mittel, um in der in alten Formen erstarrten, innerlich hohl ge-

wordenen Kirche neue Lebenskraft zu wecken, das ist die völlige Trennung [von Kirche und Staat] und die völlige Freiheit religiöser Gestaltungen.“ Mit tiefer Verehrung zitiert Sprecher dabei „einen frommen, sehr frommen Mann, den edlen Vinet“.

Wir aber lassen hier die Erinnerung einfließen an einen anderen Sprecher von Bernegg, den um vier Jahre älteren Landammann Anton Herkules in Maienfeld, den Vater des Generalstabschefs, der eben in jenen Jahren sich mit dem Gedanken getragen haben soll, nach Nordamerika zu gehen, um dort die völlig staatsfreie Kirche zu erleben. Er begnügte sich dann allerdings mit der vorübergehenden Übersiedelung in die Église libre des Kantons Waadt.

Das zweite Hauptstück von G. Sprechers Synodalreferat befaßte sich sodann mit der Frage, die in dem rein theoretischen Ausführungen etwas abgeneigten Graubünden am meisten Staub aufwirbelte. Das ist die praktische Frage: Wer bildet denn eigentlich die Kirche? Antwort: nicht die Geistlichkeit, sondern das gläubige Volk. Das allein sei urchristlich und entspreche „der Rehabilitation des allgemeinen Priestertums durch die Reformation“. „Wenn die religiösen Interessen aus dem Volksleben herausgerissen und in den Händen eines Standes monopolisiert werden, so müssen sie verkümmern.“ Es darf nicht länger dabei bleiben, daß das Volk beim Begriff Kirche fast ausschließlich an die Geistlichkeit denkt. Die „Allgemeinheit“ der religiösen Interessen muß dem Volk neu zum Bewußtsein gebracht werden. Nun ist es aber vom Kultus beinahe ausgeschlossen, und leider kommen auch die Hausandachten immer mehr aus der Übung. Es muß also nach Gebieten gesucht werden, die eine Mitbeteiligung der Laien gestatten. Das ist aber – neben dem Kirchengesang – die Verwaltung und Gemeindefürsorge. Es gilt anzuknüpfen an das Amt der Presbyter [Ältesten] in der altchristlichen Kirche, wie es übrigens die reformierte Kirche unter Führung von Calvin und Farel tat. Wir müssen eine Presbyterialverfassung bekommen, wie sie am idealsten noch in der reformierten Landeskirche Schottlands besteht, ein Nebeneinander von Geistlichen und Laien und ein Zusammenwirken vom Gemeindevorstand weg bis hinauf zur Landessynode. Und dieses rein demokratische Kirchenwesen wird uns auch am sichersten davor bewahren, „daß die kirchliche Entwicklung von der politischen ins Schlepptau genommen und allen Fluktuationen des so beweglichen demokrati-

schen Staatslebens preisgegeben wird“. So verlangt Sprecher nun auch an Stelle unserer alt gewordenen Geistlichkeitssynode eine Volkssynode.

In gewisser Hinsicht noch kühner, unerschrockener, wenn man die Jahre bedenkt, in denen Sprecher sein Referat hielt, war sodann im dritten, kürzesten Teil seine Forderung des Rechts der freien Wählbarkeit der Geistlichen beider Konfessionen in die politischen Ämter und die Nationalversammlung. Da begegnen wir Sätzen wie dem: „Es erscheint uns immer als eine mißliche Sache, wenn Gelegenheitsgesetze zu obersten Staatsgrundsätzen gemacht werden“, oder dem anderen: „... ja es ließe sich fragen, ob die Wählbarkeit der Geistlichkeit in die Nationalversammlung nicht das geeignetste Mittel wäre, auch den katholischen Landesklerus an das Vaterland zu fesseln.“

Das war die Synodalproposition, in die man sich heute noch, d. h. 90 Jahre später, mit Gewinn für die Gegenwart vertieft. Mehr als nur einmal ist sie seither, mit oder ohne Namensnennung des Verfassers, neuerdings Gegenstand lebhafter Diskussion unter Geistlichen und Laien geworden. Ihr Eindruck an der Synode von 1852 muß ein ganz ungewöhnlicher gewesen sein. Sie erklärte die Anregung als erheblich, und der Kirchenrat ließ an die Kolloquien die Anfrage ergehen nach dem Stand der gegenwärtigen Kirchengemeinschaften in den einzelnen Gemeinden. Wichtiger war, daß der Große Rat durch eine vom Kleinen Rat bestellte Kommission, in welche auch Sprecher gewählt wurde, einen kirchlichen Verfassungsentwurf ausarbeiten ließ. Dieser fand dann aber in der evangelischen Session des Jahres 1854 nicht unbedingten Anklang, so daß er von dieser an eine aus ihrem eigenen Schoß hervorgegangene Kommission verwiesen wurde. Auch diese leistete unter dem Vorsitz von Sprechers Freund P. C. Planta gründliche Arbeit und nahm im wesentlichen die Vorschläge des Synodalproponenten von Ilanz an. 1855 erschien ihr Bericht im Druck unter dem Titel „Kommissionalbericht über die Reform des evangelischen Kirchenwesens im Sinne einer freien Volkskirche“. Und nun hatte sich die Synode von 1856 neuerdings dazu zu äußern, sowie zu dem beigegebenen Verfassungsentwurf. Doch jetzt war der Eifer sichtlich erkaltet. Man hatte das Eisen nicht geschmiedet, solange es warm war, und dazu weilte der geistbegabte Urheber des Planes leider nicht mehr unter den Lebenden. Die Reform wurde von der Synode abgelehnt mit der ebenso zugkräftigen wie

kleingläubigen Begründung, es fehlten die Geldmittel für die Durchführung, und die Gemeinden würden sie kaum bewilligen.

Wir kehren nochmals zum Jahr 1854 zurück. Die Synode war in diesem Jahr Mitte Juni zu Jenaz zusammengetreten und hatte nach dem Rücktritt von Dekan M o n s c h Professor Georg Sprecher für 1855 zu ihrem Vorsitzenden, d. h. D e k a n gewählt. So hatte der Einundvierzigjährige die höchste kirchliche Würde empfangen, die die Bündner Synode zu vergeben hat. Wir wissen, daß er sich über das Vertrauen seiner Amtsbrüder freute und damit auch etwas leichter hinwegkam über den schleppenden Gang seiner Reformpläne. Noch befand er sich scheinbar bei guter Gesundheit, schloß in Chur das Schuljahr ab und machte Ferienpläne. Aber noch am Tage des Schulschlusses (14. Juli) mußte er sich zu Bette legen. In wenigen Tagen entwickelte sich ein heftiges Nervenfieber, das sein Lebenslicht am 27. Juli zum Auslöschen brachte. Sprecher erkannte frühe, wie es um ihn stand, und ging dem, was seiner harrete, mit Fassung entgegen. Noch wird in Abschrift ein Brief von ihm aufbewahrt, den er sechs Tage vor seinem Hinschied auf das Religionsheft eines seiner Schüler niederschrieb. Er ist zunächst an seine Amtsbrüder gerichtet und beweist, wie tief er sich mit ihnen und dem evangelischen Pfarrerberuf verbunden fühlte. Darauf gedenkt er der Seinen und zuletzt noch seiner Kantonsschüler. „Väterliches Wohlmeinen“ heißen die letzten Worte des tapferen und gottergebenen Abschiedsbriefs, den mit öfters versagender Hand der treue Mann auf der Höhe seines Lebens geschrieben hat.

Die Witwe mit den zwei Töchtern kehrte später nach ihrem Conters zurück, und diesem Umstand ist's vor allem zu danken, daß Sprechers handschriftlicher Nachlaß – auch ein Teil seiner Bibliothek – bis in unsere Tage beisammen blieb. Seine Enkelin, Frau Pfarrer Monsch-Thürr, hat ihn weiter betreut und schließlich uns auf unseren Wunsch hin freundlich zur Verarbeitung zum Lebensbild überlassen.

Zwei Jahre nach Prof. Sprechers Hinschied, 1856, fand der übliche Schulschlußakt vor den großen Ferien in der großen Rathshaushalle zu Chur statt, da die Schule selbst noch nicht über eine geräumige Aula verfügte. Rektor war seit 1850 als Nachfolger L. Holds Sprechers Studienfreund J. H. Schällibaum. Die Jahresschlußrede aber hielt der heute noch nicht vergessene katholische Präsident des Erziehungsrates, der hochgebildete Dr. med.

Johann Friedrich Kaiser (damals noch Vizepräsident). Ihr entnehmen wir mit gutem Bedacht die Worte, die unsere eigene Erzählung beschließen mögen: „Alle, die Prof. Sprecher näherstanden, stimmen ein in das Urteil: Er war eine durchaus selbständige Natur, mit hohem Scharfblick und geistiger Gewandtheit begabt. Mit gediegenen und vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, war er ein eifriger Kämpfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit, ein Feind von Zwang und Druck. Tiefreligiös, hoch angesehen unter seinen Amtsbrüdern der evangelisch-rätischen Kirche, selbst zum Vorsitz in der Synode berufen, war er ein väterlicher Freund seiner Schüler ohne Unterschied der Konfession. — So führt mich denn diese kurze Erinnerung an den Hingeschiedenen zu der schönsten Blüte, die unsere Schule seit ihrem sechsjährigen Bestande hervorgebracht: die konfessionelle Verträglichkeit. Wohl dürfen wir dankbar hierin ein erfreuliches Ergebnis begrüßen und uns glücklich preisen.“

Wo war die cellula Serras?

Von Lic. Franz Perret, Chur

Laut Originalurkunde im Bischöflichen Archiv zu Chur vom 7. Oktober 841¹ vergab Kaiser Lothar I. dem Bischof Verendarius zu Chur für die durch denselben erbaute cellula S. Maria in Serras verschiedene Güter und Rechte. Das Diplom Lothars sagt: „... aliquantum ex rebus iuris (nostri)² in valle Curualense ad quandam conferimus cellulam cuius vocabulum est Serras et constructa habetur in honore beatae dei genitricis semperque virginis Mariae et aliorum sanctorum quam etiam cellam Uerendarius vir venerabilis a fundamentis construxit“, zu deutsch: „Wir übertragen Einiges von den Gütern unsrigen Rechtes im Tal Curualense an eine gewisse cellula, deren Namen Serras ist und die erbaut ist zur Ehre der seligen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria und anderer Heiligen, welche Zelle auch der ehrwürdige Mann Verendarius von Grund auf errichtet hat“.

¹ Auch abschriftlich enthalten im Cartularium magnum A im Bischöflichen Archiv Chur und ebenda in Mappe 14 e, Fasz. I. p. 227. Druck bei Eichhorn, Episcopatus Curiensis, Cod. prob. p. 17 und Mohr, Cod. dipl. I. nr. 24.

² Im Original zerrieben.